

50 Jahre DDR

Runderneuerte Geschichten vom Alltag

Beide Deutschländer hatten sich gut in ihrer jeweiligen Staatlichkeit eingerichtet, beide hätten es 1990 wohl lieber gehabt, wären sie weiterhin getrennte Staaten geblieben: ins andere Land reisen zu können, überhaupt frei reisen zu können – das wäre es wohl gewesen. Inzwischen haben sich Geschichten über das Leben „früher“ herausgebildet. Die neue Bundesrepublik – sie ist größer, nördlicher und, vom Milieu her, protestantisch-preußischer geworden – lebt im Westen mit der Geschichte vom alten Wohlstand – und im Osten erzählt man sich Geschichten von Antifaschismus, menschlicher Wärme und Solidarität. Immerhin: 42 % der Bewohner fanden 1999 das Leben in der DDR, dem „Ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden“, schöner als heute in der vereinigten Bundesrepublik.¹

„Soffjetzone“ sagte in den 50er Jahren – die DDR gab es schon – Konrad Adenauer, wenn er von der, so amtlich, SBZ (Sowjetische Besatzungszone) sprach; „Unrechtsstaat ‘DDR’“ schrieb die BILD-Zeitung und setzte das DDR beharrlich in Anführungszeichen, um klarzumachen, daß diese DDR, der „zweite deutsche Staat“ – so hieß er dann in den 70er Jahren in den Zeiten von Willy Brandts „Wandel durch Annäherung“ -, kein wirklicher Staat war. Mit dem Wort „Phänomen“ hat sich in den späten 60er Jahren der Kanzler Kurt Georg Kiesinger geholfen, um die völkerrechtliche Bedenklichkeit der DDR zu charakterisieren: die Präambel des Grundgesetzes sah ja die Wiedervereinigung vor. Die Republik Österreich hat übrigens die DDR schon früh völkerrechtlich als Staat anerkannt.

1. Der Kampf um die Erinnerung

In der Rückschau wurde man aus einer oft unfreiwilligen Andersartigkeit in eine Anpassung unter westliche Maßstäbe gezwungen. Damit wird das DDR-Leben zur verteidigungswürdigen Vergangenheit – einer eigenen Vergangenheit nämlich, immerhin, wie sehr sie auch von den Westlern als Verformung und als mit dem System des Nationalsozialismus vergleichbar kritisiert wird. Und wenn diese Westler zuweilen auch gern 40 DDR- und 12 Nazi-Jahre einfach zu 52 Jahren Leben in der Diktatur addieren: die eine wie die andere Vergangenheit nicht gelebt zu haben, wäre der Verlust dieses Lebens – denn es wäre der Verlust eigener Identität.

Über den Alltag der Menschen „drüben“ kannte man im Westen vor allem Anekdotisches. Die Geschichten erzählten in der Regel von Rückständigkeit und von uniformierter und diktatorischer Bevormundung der Menschen. Die Wahrnehmung der DDR, so hat Lutz Niethammer angemerkt, war häufig so schablonisiert, „daß sie für die Lebenswirklichkeit der Menschen in der DDR blind“ blieb.² Das gilt freilich generell, wenn mit Kontrastbildern gearbeitet wird.

Der (west-)deutsche Justizminister Kinkel forderte 1991, die DDR müsse als Unrechtsstaat „delegitimiert“ werden. Damit sind freilich auch die Menschen angegriffen, die in diesem Staat gelebt haben, auch deren Alltage werden so „delegitimiert“. Umso einsichtiger wird der Kampf um die Erinnerung. Das Thüringer Museum für Volkskunde in Erfurt hat inzwischen 15 Bände einer „Projektreihe 1999 – 50 Jahre DDR. Ein imaginäres Museum“ vorgelegt und über die einzelnen Themen auch Ausstellungen veranstaltet, etwa unter dem Titel „Typisch DDR?“ oder „Der ‘verordnete’ Frohsinn“.³ Liebevolle, zuweilen auch von dem – der Volkskunde ohnehin nicht fremden – Gefühl der Nostalgie getragene Rekonstruktionen sind das, eine reflektierende und gewiß auch salvierende Nabelschau, die aus dem Alltag häufig einen Katalog der Harmlosigkeiten macht. Ähnlich hatte die Republik Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg mit den Trachtenmädchen auf ihren Briefmarken eine heile und fleckenlos reine, eine harmlose Vergangenheit hiesigen Alltags voll apriorisch guter Volkskultur konstruiert.⁴

In der Erinnerung entsteht eine neue zustimmungsfähige Vergangenheit. Denn natürlich: Auch in diesem Staat gab es ein ganz normales Leben, das nach vertrauten Regeln und so ganz selbstverständlich ablief, das seine Routinen hatte – eben ‘Alltag’. Frauen etwa – so hört man – mußten dort von Emanzipation nicht reden –, sie galten als emanzipiert. Die Mehrheit – 87 % der Frauen im erwerbsfähigen Alter waren es 1986⁵ – arbeiteten, oft neben den Männern, „in der Produktion“. Am Verhalten der Männer freilich hat das wenig geändert, an der Hausarbeit beteiligten sie sich – wie ihre Geschlechtsgenossen im Westen – kaum. Sie blieben männliche Männer; und als solche standen sie auch an den entscheidenden Schaltstellen in Politik und Industrie. Aber der emanzipatorische Klau mauk des Westens mußte den Frauen im Osten fremd bleiben, sie hatten, wenigstens in ihrem Bereich, selbst etwas zu sagen. Sie ließen sich scheiden, wenn es ihnen in der Ehe nicht mehr paßte – eine Ehe, die viele von ihnen früh eingegangen waren, weil sie von zu Hause ausziehen und eine eigene Wohnung haben wollten, seltener, weil ein Kind unterwegs war – Abtreibungen waren legalisiert. In der Tat: Die Frauen sind die Verliererinnen der Einheit: viele von ihnen wurden nach der Wende ihre Arbeitsplätze los, wurden nach Hause, an den Herd geschickt. Die älteren von ihnen freilich, nun im Ruhestand, genießen in der neuen Republik – oft anders als die gleichaltrigen Nur-Hausfrauen der ehemaligen BRD – den Ertrag eines langen Berufslebens, eine gute Rente. Die

Tourismusbilanz Österreichs etwa sähe ohne dieses neue deutsche Publikum schlecht aus. Der Umgang mit der Erinnerung an die DDR hat fasziniert und irritiert⁶. In dieser Erinnerung ist die DDR ein Staat der Solidarität, der emanzipierten Frau, der in Tagesstätten versorgten Kinder, der Jugendhäuser und FDJ-Heime, der Vollbeschäftigung und der gesicherten Lebens- und Berufsperspektiven, der menschlichen Wärme und der Förderung der Freizeitkreativität durch Kulturhäuser. Leistung war allerdings angesagt, und das nicht nur auf Transparenten und bei den Hennecke-Aktivisten, die im Wettstreit das Soll übererfüllten: Die Arbeitstage waren im Vergleich länger.

2. Ästhetik des Einfachen

Noch 1988, vor der sogenannten „Wende“, hat der Journalist Claus Heinrich Meyer die DDR als ein „Alltags-Museum der Moderne“ beschrieben.⁷ Und 1990 schrieb „Der Spiegel“, bei Reisen in die DDR werde man durch eine „Zeitmaschine in die Nierentisch-Ära der fünfziger Jahre katapultiert“: Es sei alles, und da zitierte das Blatt das Magazin „Wiener“, „ein bißchen spießig, so daneben, daß es schon wieder lustig ist“.⁸ Der westliche Blick auf die DDR war auch ein amüsiertes, ein überraschter Blick. Designer entdeckten fasziniert in der Warenwelt der DDR ein – freilich nur aus westlicher Perspektive – ‘minimalistisches’ Design, dem sogar ein Buch gewidmet wurde, das den Namen der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) als „Schönes Einheitsdesign“ (SED) ironisch umspielte.⁹ Sie sahen „No-Design“ und entdeckten den „Vorzug des Mangels“.¹⁰ Später gab es den „Spirituosen Einheits Drink“ (SED) als „Erichs Rache“.

Mittlerweile oszilliert der Blick zwischen West und Ost, wenn in Gedenkausstellungen allerorten der diskrete Charme der DDR-Warenästhetik reproduziert wird. Interessant sind hier vor allem die Eintragungen in die Besucherbücher: „So altmodisch, so weit zurück waren wir doch nicht!“¹¹, drückt man Empörung aus. Oder man kokettiert mit postmoderner Gegenläufigkeit: in der DDR habe man noch ohne Hektik leben können.

3. Die Platte

„Die Platte“ ist geradezu zum Symbol der DDR-Kultur geworden – als ob alle Bürger in Plattensiedlungen gewohnt hätten. Diese Plattenbauten waren – wie in westlichen Ländern auch – ein Modernisierungsphänomen; und eine strikte Linie läßt sich nicht ausmachen: Der VIII. Parteitag 1971 etwa hatte bereits Stadterhaltung und Stadterneuerung dekretiert und so den alleinigen Akzent auf Neubauten relativiert; und Mitte der 70er Jahre begann man allmählich auch den Bau von Einfamilienhäusern zu fördern.